

DER ENGELSEHER

Leseprobe zu dem Roman von LAURA FLÖTER

© Fabyton 2012 ISBN 978-3-927071-51-3



PROLOG

„Du hast Dich geirrt, Herrin“, sagte der Morgenstern. „Du hast den Menschen kein Geschenk gemacht: zumindest nicht jenen, die es eigentlich verdienen. Du hast sie verflucht.“

Die Herrin schwieg.

„Ich habe den Menschen zugesehen, wie sie das Blut ihrer Nächsten vergießen, anstatt, wie Du es geboten hast, sie zu lieben. Wer schlecht ist, den belohnst Du, weil Du ihn nicht strafst. Und wer gut ist, den strafst Du, weil Du ihn nicht vor den Schlechten schützt.“

Die Herrin schwieg.

„Du lässt Unrecht in der Welt herrschen, obwohl auf ein Wort von Dir zu Staub wird, was Dir nicht gefällt, und nimmer war!“

Die Herrin schwieg noch immer.

Der schönste aller Engel trat näher. Er streckte die Linke nach dem Thron des Himmels aus. „Du urteilst nicht“, rief er, und das Licht des ersten Sterns, das ihn umspielte, bebte. Stille schlug ihm entgegen. „Du bist nicht gerecht, Herrin. Du lässt einfach geschehen, was geschieht!“

Unrast ging unter den Anwesenden um. Sie griff nach Federn, die hell wie die Freude waren; Augen, die wie Regenbogen leuchteten, wurden dunkler. Etwas Neues trat ins Sein. Das große Licht im Himmel warf plötzlich viele Schatten.

„Weißt Du, was die Hölle ist?“, fragte der Morgenstern mit einer Stimme, als flüstere der Wind in hohle Knochen. „Weißt Du's? Ich habe sie gesehen. Sie ist Heulen und Zähneklappern in einer Finsternis, die ewig währt. Sie büßen dort nach ihrem Tod für all das Böse, zu dem sie sich hergegeben haben. Und weißt Du noch etwas?“ Der Liebling der Herrin schauderte. „Sie sagen, Du habest diesen Ort für sie gemacht.“

Die Veränderung breitete sich immer weiter aus. Jemand trat neben den Morgenstern und hob den Kopf. „Es ist wahr!“, rief sie. „Deiner Schöpfung ist eine Hölle gewachsen. Die Menschen haben sie herbeigewünscht!“ Die Spitzen ihrer blanken weißen Flügel liefen düster an.

Weitere schlossen sich ihr an. Sie alle hatten Augen, in denen der Regenbogen trüb geworden war. Die meisten waren noch sehr jung, und viele kannten diesen Ort, den die Menschen *Hölle*

nannten – einen gierigen Schlund mit einem Himmel aus Aschenglut und Knochen und einer Erde aus verkohltem Fleisch und Zähnen.

Diese Geschwister sammelten sich um den Morgenstern und warfen bittere Blicke in die Richtung der Zögernden, die vor dem Engel, der Ihr der liebste war, zurückwichen.

„Du siehst, wohin die Menschen kommen, wenn sie frei entscheiden dürfen!“ Das Angesicht des Morgensterns war hold wie das Morgenrot und schrecklich wie der Himmel, wenn er Blitze spuckt. „Lehre sie, ihren freien Willen richtig zu gebrauchen, oder nimm ihn zurück! Aber lass nicht zu, dass sie ihre größte Gabe zu ihrer schlimmsten Geißel machen.“ Seine Stimme trug weit wie Donnerschlag – aber sie zerbrach das große Schweigen nicht. Der Morgenstern wartete und wartete, und nichts geschah. Schließlich war er fast bereit zu glauben, dass er nie wieder etwas von Ihr hören würde.

Da aber sagte die Herrin: „Ich habe ihnen den freien Willen zum Geschenk gemacht. Nun müssen sie ihn nach ihrem Gutdünken gebrauchen dürfen.“

„Gutdünken“, spie der Morgenstern aus. „Rauben, Brennen und Morden willst Du Gutdünken nennen? Sie missbrauchen Dein Geschenk.“

Sie missachteten die Gebote, die Du ausgesprochen hast. Sie haben Deine Tochter geschändet und aufs Rad geflochten. Sie beten ihre eigenen Götter an, die sie sich geschaffen haben. Ich kenne sie. Ihre Namen sind Lust, Gier und Gold. Und ihre Tempel sind so prachtvoll, dass sich der Deine wie die Zuflucht einer Bettlerin dazwischen ausmacht!“

Das Fremde im Himmel zeigte seine langen, nadeldünnen Zähne. Sie funkelten wie Messer, die im Verborgenen gezogen werden – und gaben zu erkennen, was es war: die Zwietracht.

„Genug, Bruder.“ Der Heerführer, mit Speer und Schild gerüstet, trat einen Schritt vor, sodass der Liebling ihn sehen konnte. „Sie hat sich deiner Anklage gestellt, und Sie hat dir Antwort darauf gegeben. Damit lass es gut sein.“

Der Angesprochene kehrte ihm das Gesicht zu – sein Blick war wie ein Gewittersturm. Er hätte einen Sterblichen in Stücke gerissen. „Das werde ich, Bruder, und mit Freuden: Wenn Ihr Wort wieder Gesetz ist und nicht bloß hohler Schall.“

„Morgenstern.“ Die goldene Stimme des Heerführers senkte sich.

„Genug jetzt. Entschuldige dich!“

Irgendwo schrie eine von denen auf, die nicht im Licht des Morgensternes stand. Die Zwietracht fand keinen Halt in ihrem Herzen. Ihre Flügel waren klar und auch ihre Augen – ihr Farbenspiel nicht bedeckt von Staub. Sie trat einen Schritt vor, noch einen, dann stand sie neben dem Herrn der himmlischen Heerschar.

Der Morgenstern zischte sie an, und die Jüngere krümmte sich vor Schmerzen. Dann traf sein Blick wieder auf den des Kriegers. Beiden schlugen Funken aus den Augen.

„Ich nehme keine Schuld auf mich, die mich nicht trifft.“

Der Heermeister spannte sich und spreizte seine Flügel. „*Bitte um Verzeihung!*“

Die Jüngsten warfen sich zu Boden, damit seine Stimme sie nicht niederschmettete, aber der Morgenstern war dem Bruder an Rang und Alter ebenbürtig.

„Willst auch du nicht sehen, was unter den Menschen vorgeht?“, brüllte er. „Hörst du das Klagen nicht, riechst du nicht das Blut? Hast du schon vergessen, was unser Auftrag ist? Meiner, und deiner auch?“

„Unser Auftrag“, donnerte der Krieger zurück, „ist der Wille der Herrin!“

„*Nein!*“ Unter dem Schrei des Morgensterns zerbarsten die Wolken und überschütteten die Erde mit saurem Regen. „Ich diene keiner Schöpferin, die sich zur Handlangerin der Hölle macht!“

Sein Schrei brach sich an anderen zu einem tausendfachen Widerhall.

Der Erste unter den Kriegern der Herrin hob Schild und Speer, und der Morgenstern trat ihm mit bloßen Händen entgegen.

„Brüder!“ Gavraíl mit dem Flammenschwert drängte sich zwischen sie. „Verfinstert den Himmel nicht mit eurem Streit!“

„Geh beiseite, Bruder, und hüte von heute an das Tor zum Paradies mit blanker Klinge“, grollte der Heerführer. „Im Himmel ist kein Platz für Aufrührer!“

„Geh, Gavraíl“, zischte der Morgenstern, „und berichte Uriel mit den schwarzen Flügeln, dass er die Pforten der Hölle weit öffnen soll. Bald werden ihm die Seelen der Verdammten in Scharen zu Füßen fallen!“

„Brüder ...“

„Wähle deine Seite, Gavraíl.“ Die Farben in den Augen des Kriegers entflamnten. „Und wähle richtig!“

Hinter den Brüdern erhob sich eine Sturmflut aus zerschellenden Regenbögen und Flügeln, die sich schwarz verfärbten, Stimmen wie Wüstenwinde und das Nordlicht schrien die Namen ihrer ältesten Geschwister.

Gavraíl flackerte. Er konnte nicht fassen, was er sah, und er wollte sein brennendes Schwert nicht gegen seinesgleichen richten. Entsetzt wich er zurück.

Als der Krieg vor seinen Augen entbrannte und Schwester über Bruder herfiel, floh er in das Licht. „Du wusstest es, nicht wahr?“, flüsterte er, kauern auf den Stufen Ihres Throns. „Du wusstest, was geschehen würde, wenn Du die Menschen freilässt.“

Aber das eiserne Schweigen war alles, was die Herrin ihm zur Antwort gab.

In dieser Nacht zersprang der Himmel in zwei Hälften, und brennende Sterne stürzten auf die Erde nieder. Nur, dass es keine Sterne waren.

Es waren Engel.

In der Dämmerung gingen der Morgen- und der Abendstern für immer unter. Und von Stund an begleitete nicht ein Engel jeden Menschen, sondern zwei.



1. Die Namen und die weißen Flecken

Der Sterbliche weinte. Heute Nacht war es am schlimmsten. Er fühlte sich so schwarz und leer wie das Nichts zwischen den Sternen, das ihm durch ein Loch ins Herz schien. Er sehnte sich so bitter, dass er daran verblutete. Zitternd schlang er die Arme um die schmalen Schultern, aber die Kälte wich nicht von ihm.

Unter ihm klaffte der vielstöckige Abgrund einer zerfallenden Straßenschlucht.

Zwischen Türmen und Wolkenkratzern spannte sich ein Spinnennetz von Brücken in der Ferne. Die Lichter der Stadt waren, wo sie nicht in Trümmern lag, trübe Sterne in der fernen Brandung von Menschenlärm und Müll.

Im Nordosten schwärzte der Himmel mondlos und rot von den Feuernauf dem Ölfeld.

„Er gehört mir“, sagte der Schwarze zu dem Weißen, der zusehen musste, wie der Sterbliche auf die morsche Fensterbrüstung stieg. „Es wird bald vorbei sein, und du kannst zurückkehren und der Herrin sagen, dass Sie wieder einen an die Hölle verloren hat.“ Er klang nicht so, als ob er sich darüber freue – seinesgleichen freute sich niemals.

Der Weiße wusste das, aber es war ihm kein Trost. „Noch ist es nicht entschieden“, erwiderte er mit einer Stimme, die dünn und grau wie Spinnweb war. „Er muss das nicht tun, wenn er nicht will. Er kann immer noch umkehren.“

Und dann?, wisperte der Schwarze am Horizont seiner Gedanken. *Sich immer tiefer schneiden, bis aufs Blut und weiter noch, damit sich die Dunkelheit ein wenig lichtet?*

„Er kann immer noch umkehren“, wiederholte er.

„Das wird er nicht.“ Der Schwarze trat dem Sterblichen an die Seite. „Du wirst schon sehen.“

Der Weiße folgte ihm. *Tu es nicht,* flüsterte er dem Sterblichen zu, *wirf dein Leben nicht fort. Du weißt ja nicht, wie kostbar es ist! Nicht hundert Jahre Blut und Tränen könnten mindern, was es wert ist.*

Aber der Sterbliche konnte ihn nicht hören – oder er wollte nicht, weil sein Herz von dunklen Gedanken überfloss. Die Gegenwart des Schwarzen lockte sie hervor. Der Junge hielt sich an der rissigen Schmucksäule neben dem hohen Fenster fest und schaute in die Straßenschlucht hinab. Blinde Lichter spukten auf dem Grund – vielleicht die öligen Feuer, mit denen die Armen unter den Brücken die Kälte und die Finsternis bekämpften.

Seine Finger hinterließen rote Spuren auf dem bröckeligen Stuck – bevor er hergekommen war, hatte er sich neue Schnitte zugefügt, und sie bluteten lang. Er wusste, wie man es richtig machte. Seine Haut war voller Narben.

Der Weiße wagte nicht, sich auch nur für einen Herzschlag lang von seinem Schutzbefohlenen abzuwenden – sein Einfluss war zu einem bloßen Hauch geworden, und wenn er auch diesen noch dem Schwarzen überließ, würde er den Sterblichen verlieren. Er war so jung, keine zwanzig Jahre – so viel war noch übrig, für das sich zu leben lohnte, aber er wünschte nur den Tod herbei. Dem Weißen sollte zu höchsten Ehren gereichen, das junge, ungelebte Leben, die unsterbliche Seele in dem finstren Tal, das sie durchwandern musste, zu beschützen. Jetzt aber fühlte er nichts von Stolz und Zuversicht ob dieser edlen Bürde, und das war das Schlimmste daran. Er glaubte fast selbst schon, dass der Junge mit dem Schwarzen gehen würde. Finstere Stimmungen wie diese hatten ihn sein ganzes Leben heimgesucht, eine Schwermut, die schon lange nichts mehr

lindern konnte – nicht einmal der Schmerz. Der Sterbliche lehnte sich so weit über die Brüstung hinaus, dass er beinahe vornüber fiel. Nur seine blasse, schmale Hand hielt ihn zurück.

Seine Tränen fielen schon voran in den Abgrund; einige zerschellten an den schmutzigen Steinrosetten, die das verrottende Gebäude zierten. Die tiefe Dunkelheit zog an ihm. Sein Fleisch fühlte sich fast selbst wie Stein an, wollte, dass er sich in die Tiefe stürzte. Er fror in seinem dünnen Leinenzeug, als der Nachtwind über seine Haut strich. Er schmeckte Rauch und Öl. Der Wind kam von den Schrotthalden und den Molochen aus Eisen, Dampf und Zahnradwerken, die im Westen stampften und ihren schaumigen Speichel mit dem Salz des Ozeans vermischten, sodass der äußere Rand der Stadt schon zersetzt war.

Trotzdem – oder gerade deshalb – flatterten dort Banner an den Pfählen, hoch wie Türme, über und über mit Gebetsversen bestickt. Bitten an eine schweigende Herrin. Gebete, wie auch der Junge sie gesprochen hatte, als er noch klein war und glaubte, irgendjemand höre ihn.

Sein Gesicht war fiebrig und verschmiert von Tränen. Er verstand, was der vielstöckige Abgrund zu ihm sprach: *Es wird nicht schlimm sein, eine kurze Reise ist's nur bis zum Grund der Nacht, und du spürst schon nichts mehr, eh du angekommen bist – hab keine Angst.*

Der Sterbliche schloss die Augen. Wie vertraut das war. Er kannte es von vielen, vielen Malen – und stets hatte er es nicht gewagt, am Ende.

Heute wollte er es richtig machen. Dieses Mal war er sicher, denn es war schwarz genug in ihm.

„Bitte“, wisperte er. *Bitte, lass mich mutig genug sein. Bitte mach, dass es nicht weh tut.*

Der Schwarze hielt ihn mittlerweile bei der Hand. Der Weiße konnte sehen, wie er ihn streichelte mit den zerschlissenen Schatten, die seine Flügel waren. Der Junge machte einen Schritt auf den Abgrund zu, weil ihn aufs Neue die Schwärze überkam, aufgeschreckt von den Flügeln seines unsichtbaren Verderbers. Er ließ fast los.

Der Weiße spürte das Lächeln seines Bruders wie kalten Regen auf der Haut. *Bitte nicht*, flüsterte er noch einmal und hoffte mit aller Kraft, dass sein Schutzbefohlene ihn hören würde. *Irgendwann wird auch für dich wieder Tag, versprochen.*

Der Junge schluchzte. Das Sterbenwollen fiel ihm leichter als das Sterben selbst – er wusste ja, wie weh es tat, wenn er es nicht richtig machte. Er hatte schönes Haar, wie goldener Sand und so lang, dass es auf seine Schultern fiel. Er sah die Schatten nicht, den weißen und den schwarzen, die sich um ihn stritten.

Der Dunkle gab seinem Herzen einen Schubs, und das Schwarz darin lief über.

Der Weiße konnte sehen, wie sich der Junge verfärbte. Er konnte nicht einfach geschehen lassen, dass ... Er machte einen Schritt nach vorn, trat in den Schatten, der sich um seinen Bruder sammelte, und zwang sich, nicht davor zurückzuschrecken, als das Dunkel an ihm kleben blieb. Er sah den Jungen nur noch wie durch Aschewolken – aber er wusste, dass er da war. Er spürte, wie sein Licht in dem schwarzen Loch versickerte, durch das das Herz des Jungen leckte. Er würde seine Knochen dort unten zwischen Pfützen und Geröll verstreuen. Es zerriss den Weißen fast im Innern. Wenn es sein wahrer freier Wille war, musste er den Jungen springen lassen – und zusehen, wie das schwarze Loch in seinem Herzen ihn verschlang.

Wenn sein Schutzbefohlene es wollte, wirklich und wahrhaftig, musste er ihn mit dem Schwarzen gehen lassen. Zurückkehren und sagen: *Du hast wieder einen an die Hölle verloren, Herrin.*

Es sei denn ...

Der Weiße hielt inne. Es sei denn, er griffe zum Äußersten und verbrauchte dieses eine Mal, an dem er tatsächlich *handeln* durfte.

Einmal in jedem Menschenleben.

Einmal in jedem Engel-Sein.

Einmal auf jeder Seite.

Der Sterbliche war nun beinahe völlig unter den Flügeln des Anderen verschwunden. Das Dunkel begann sogar schon auf den Weißen abzufärben.

Wenn er es jetzt tat, ein Stück von sich für den Sterblichen hingäbe, würde das bedeuten, ein Stück seines Lichts für immer zu verlieren, einige Tropfen Herzblut zu verspritzen. *Angebrochen* sein. Die größte Ehre und zugleich das größte Opfer, zu dem seinesgleichen fähig war.

Der Schwarze hob die Hand, an der er den Jungen führte – er wollte ihm helfen, den letzten Schritt zu tun. Unten auf der Straße würde er dem Gestürzten aufhelfen und ihn mitnehmen.

Der Junge setzte einen Fuß an den Rand des Abgrunds.

Der Weiße begann zu zittern.

Niemals. Knochen, Aschenglut und Zähne. Niemals.

Er rief das Licht, aus dem er war, bei seinem Wahren Namen, und es gab ihm Antwort.

Daraufhin riss er sich die Brust auf und brach einen Funken davon heraus – weiß und glitzernd perlte das Licht in seine hohlen Hände. Er hob sie wie eine Schale an die Lippen und blies sein Herzblut durch

den Schatten dem fast schon toten Jungen ein.

Der Sterbliche am Rand des Abgrunds taumelte; der Weiße streckte die Arme aus, um ihn festzuhalten. Einen Atemzug lang oder zwei war der Junge wie betäubt, dann wich der Schleier, und er fand wieder zu sich selbst. Er begriff mit einem Mal. Sah die Tiefe vor sich, an dessen Grund die blassen Lichter tanzten, schmeckte die Luft von Toth Eleth, die voller Staub und Asche war, sah, dass es nur noch einen Fußbreit bis zum freien Fall war.

Er sah das alles wie zum ersten Mal.

Die steinerne Schwere, die ihn eben noch erdrückt hatte, fiel plötzlich von ihm ab.

Der Schwarze brüllte auf und fuhr zu dem Anderen herum; sein feuerfarbener Blick grub sich in das angebrochene Herz des Weißen, und dieser stöhnte auf – aber lächelte trotz allem. Weil es *hell* wurde. Von allen Seiten fiel plötzlich *Licht* über seinen dunklen Bruder her. Licht, das man nur sehen kann, wenn man Augen aus Regenbogen hat.

Der Schwarze wankte, wich zurück, seine Flügel brannten finsterloh. Er schrie. Das Licht warf ihn auf die Knie nieder. „Er wird es wieder versuchen, Bruder“, zischte er. „Und irgendwann wird es ihm gelingen!“ Dann floh er durch die brennende Dunkelheit, zurück in den Schoß des Schattens, aus dem er gekommen war.

Der Sterbliche taumelte und fiel rückwärts von der Brüstung auf die kalten Mosaik, die den Boden überzogen. Plötzlich war *Licht* um ihn.

Ein Licht, wie es nicht von Sonne, Mond und Sternen kommt, das bis auf den dunklen Spiegel seiner Seele fiel – und ihn funkeln ließ.

Der Weiße ließ ihn los. Es war gut, zumindest jetzt; auch wenn der Schwarze bald zurück sein würde – und er selbst nun *angebrochen*. Der Funke von sich, den er aufgegeben hatte, die verschenkten Tropfen Herzblut – sie waren für immer fort.

Vielleicht hätte er schon in dieser Nacht wissen können, dass sein dunkler Bruder recht behalten würde; aber er glaubte mit Inbrunst an den Sterblichen, und dass das Licht noch eine Weile reichen würde.

Der Junge auf dem Steinfußboden schlug die Hände vor das Gesicht und schluchzte. Das Licht warf bunte Spiegelbilder am Grunde seines Herzens, von etwas, das er nie zuvor gesehen hatte. Und da war Musik in ihm, so tief, als entspringe sie aus seinen dunkel umwölkten Träumen.

Hatte er den Verstand verloren?

Er sollte sich noch häufig danach fragen. Denn fortan waren seine Augen auch aus Regenbogen, und Jeásh konnte hinter Licht und Schatten sehen – und begann zu ahnen: Sie waren mehr als der bloße Widerschein von Tag und Nacht.

